

St. Peters Bote

Herausgegeben von den Benediktinern der St. Peters-Abtei zu Münster, Saskatchewan, Canada.

Preis für Canada \$2.00 das Jahr; für die Ver. Staaten und das Ausland \$2.50. Das Abonnement ist vorauszubehalten.

Wegen Angelegenheiten wende man sich an die Redaktion. Anzeigen, Korrespondenzen usw., sollen spätestens am Montag eintreffen. Adresse: St. Peter's Bote, Münster, Sask., Canada.

1929 Kirchenkalender 1929

Januar	Februar	März
1. D. Neujahr.	1. P. Ignatius, B. M.	1. P. Simon, B.
2. D. Maria, B. M.	2. S. Maria, B. M.	2. S. Simplicius, P.
3. D. Genesius, J.	3. S. Blasius, B. M.	3. S. Kunigunde, Kaiserin
4. P. Rigobert, B.	4. M. Rembert, B.	4. M. Kasimir, B.
5. S. Eusebius, B.	5. S. Agatha, J. M.	5. S. Hadrian, M.
6. S. Erasmund, B.	6. M. Dorothea, J. M.	6. M. Fridolin, B.
7. M. Reinhold, B.	7. S. Eusebius, B.	7. S. Thomas, Aquin, B.
8. D. Erhard, B.	8. P. Anthonis, B.	8. P. Johann v. G., B.
9. M. Basilissa, J.	9. S. Apollonia, J. M.	9. S. Franziska, Wwe.
10. D. Agatha, P.	10. S. Scholastica, J.	10. S. Martin v. Sebaste
11. P. Honorata, J.	11. M. Simeon, B.	11. M. Geminus, B.
12. S. Hilare, B.	12. S. Eusebius, B.	12. S. Gregor d. Große, P.
13. M. Eusebius, B.	13. M. Hieronymus	13. M. Modestus, J. M.
14. M. Eusebius, B.	14. D. Valentin, M.	14. D. Mathilda, Kaiserin
15. M. Eusebius, B.	15. S. Georg, J.	15. S. Simeon, B.
16. M. Eusebius, B.	16. S. Onofrius, B. M.	16. S. Hilbert, B.
17. D. Hilare, B.	17. S. Simeon, B.	17. S. Petrus, B.
18. M. Eusebius, B.	18. M. Simeon, B.	18. M. Eusebius, B.
19. S. Hilare, B.	19. M. Simeon, B.	19. M. Eusebius, B.
20. M. Eusebius, B.	20. M. Simeon, B.	20. M. Eusebius, B.
21. M. Eusebius, B.	21. M. Simeon, B.	21. M. Eusebius, B.
22. M. Eusebius, B.	22. M. Simeon, B.	22. M. Eusebius, B.
23. M. Eusebius, B.	23. M. Simeon, B.	23. M. Eusebius, B.
24. M. Eusebius, B.	24. M. Simeon, B.	24. M. Eusebius, B.
25. M. Eusebius, B.	25. M. Simeon, B.	25. M. Eusebius, B.
26. M. Eusebius, B.	26. M. Simeon, B.	26. M. Eusebius, B.
27. M. Eusebius, B.	27. M. Simeon, B.	27. M. Eusebius, B.
28. M. Eusebius, B.	28. M. Simeon, B.	28. M. Eusebius, B.
29. M. Eusebius, B.	29. M. Simeon, B.	29. M. Eusebius, B.
30. M. Eusebius, B.	30. M. Simeon, B.	30. M. Eusebius, B.
31. D. Petrus, B.		31. D. Petrus, B.

Gebotene Feiertage.

Fest der Beschneidung des Herrn, Neujahr, Dienstag, 1. Januar.
Fest der hl. Drei Könige, Sonntag, 6. Januar.
Fest der Himmelfahrt Christi, Donnerstag, 9. Mai.
Maria Himmelfahrt, Donnerstag, 15. August.
Fest Allerheiligen, Freitag, 1. November.
Fest der Unbef. Empfängnis Mariä, Sonntag, 8. Dezember.
Weihnachtsfest, Mittwoch, 25. Dezember.

Gebotene Fasttage

Quatembertage: 20. 22. 23. Februar.
22. 24. 25. Mai.
18. 20. 21. September.
18. 20. 21. Dezember.
Vierzigstägige Fasten: 13. Februar bis 30. März.
Fasten von Fasten: 18. Mai.
Fasten von Maria Himmelfahrt: 14. August.
Fasten von Allerheiligen: 31. Oktober.
Fasten von Weihnachten: 24. Dezember.

Anmerkung: Maria Himmelfahrt, 15. August, ist in Canada kein gebotener Feiertag. Die kirchliche Feier ist auf den folgenden Sonntag, den 18. August, und der Fastenfasttag auf Samstag, den 17. August, verlegt. Das Fest der hl. Drei Könige ist in den Ver. Staaten kein gebotener Feiertag.

Welt-Rundschau

Der Kellogg-Pakt

(Fortsetzung von Seite 1.)

den, mag wohl der Hauptgrund sein, daß Kellogg am 4. März dieses Jahres aus dem öffentlichen Leben ausscheiden will; ihn schreckt das Beispiel mancher großen Männer, wie Napoleon's, die es verstanden haben, auf der Spitze ihres Ruhmes zu stehen oder doch sich zurückzuziehen.

Wahrhaftig, große Männer haben zu jeder Zeit den Reiz kleinerer Seelen erregt. Das zeigt sich auch hier wieder. Erst am 16. Januar wurde in Washington der Kellogg-Pakt nach vielen Hin- und Herbewegungen ratifiziert, und schon ein paar Tage nachher veröffentlichte das „London Chronicle“ von London einen Artikel, der nachzuweisen sucht, daß die Idee des Kellogg-Paktes gar nicht im Kopfe Kellogg's entstanden sei, sondern daß sie bereits zehn Jahre alt sei und einen gewissen Salomon Oliver Levinson, einen Rechtsanwalt von Chicago, als wirklichen Urheber habe. Derselbe habe schon im März 1918 darüber geschrieben, sei dann mit seiner Idee häufigen gegangen, zuerst nach England, wo er aber bei Sir Austin Chamberlain schief ankam, dann nach Paris, wo er von Aristide Briand freundlich aufgenommen wurde. Letzterer sei für gänzliche Ausmerzung des Krieges zuletzt ganz begeistert worden, was dann viel dazu beigetragen habe, daß er einst Gladstone ihn nannte, zum Vorkämpfer des Friedens nach der Idee gekommen sei, davon sagt das „Chronicle“ nichts.

Sollte sich diese Feststellung bewahrheiten, so würde das natürlich den Ruhm Kellogg's bedeutend schmälern. Soviel würde ihm jedoch im-

mer noch verbleiben, daß er weiter gesehen hätte als Chamberlain, der von vielen für den größten aller lebenden Staatsmänner gehalten wird. Und vor Briand hätte er das voraus, daß es zuerst die praktische Verwirklichung der Idee in Angriff genommen hat.

Der Pakt wurde also endlich am 16. Januar vom Senat in Washington fast einstimmig angenommen, und zwar in seiner ursprünglichen Fassung, ohne Vorbehalte. Schon am nächsten Tage wurde er vom Präsidenten Coolidge unterzeichnet. So bald er nun von den 14 Mächten, die ihn in Paris mit beschließen haben, sowie von den übrigen Mächten, die ihm später beigetreten sind, ratifiziert ist, wird er unter die internationalen Verträge eingereiht werden.

Dort man die Redner, oder liest man die Zeitungen über den Kellogg-Pakt, so könnte man leicht zur Vergehung kommen, es breche mit dem Inkrafttreten dieses Paktes eine neue Ära, eine Friedensära für die Welt an. Es läßt sich jedoch häufig bezweifeln, ob vielleicht mit der Ausnahme Kellogg's, irgend jemand über dieses Abkommen sehr begeistert ist und praktische Resultate davon erwartet.

Schon am 21. Januar traf in Washington die Nachricht ein, daß die türkische Nationalversammlung den Pakt ratifiziert habe. Dadurch ist der „unaussprechliche Türke“, wie einst Gladstone ihn nannte, zum Vorkämpfer des Friedens nach der Kellogg'schen Regente geworden! Er hat sogar dem friedlichen Deutschland, das sich seinerzeit als erste Macht für die Annahme desselben ohne Vorbehalte bereit erklärte, den Rang abgelaufen. Rußland ist auch

sehr begeistert dafür, so sehr, daß es die Ratifizierung in Washington gar nicht abwarten, sondern denselben zwischen sich, Polen und Litauen sofort in Kraft treten lassen wollte. Doch es nicht geklappt, ist nicht seine Schuld. Aber die Bereitwilligkeit von Rußland und der Türkei für den Pakt steht etwas sonderbar aus, übergroße Bereitwilligkeit beweist nicht immer Aufrichtigkeit.

Wenn der Pakt einmal überall angenommen ist, wird die große Frage aufstehen, was er denn eigentlich bedeutet. Abgesehen von der Bedeutung von Deutschland, das ihn in seiner von Kellogg beabsichtigten Bedeutung ohne alle Vorbehalte annahm, — vorausgesetzt, daß Deutschland sich überhaupt Zeit nahm, sich über Kellogg's Ansicht und Absicht zu vergewissern; vorausgesetzt auch, daß Kellogg sich selbst darüber klar war — hat so ziemlich jede Nation ihre Vorbehalte gemacht oder ihre Auslegungen hinzugefügt. Sogar Vorschläge für die Annahme des Paktes in Washington, die fast genötigt, kurz vor der Abstimmung zu erklären, daß einige in keinem Verichte enthaltenen Auslegungen

nicht als Vorbehalte zu betrachten seien. Einige Nationen, vor allem England und Frankreich, haben so wichtige Vorbehalte gemacht, daß der ursprüngliche Pakt so ziemlich neutralisiert ist. Es werden also praktisch so viele Pakte ratifiziert werden, als es unterzeichnende Nationen sind. Ein solches Abkommen ist schon im voraus zur völligen Wirkungslosigkeit verurteilt. Das umso mehr, als die Weltgeschichte beweist, daß Verträge, sogar solche, welche sich auf Streitfälle zwischen Völkern beziehen, bloß so lange gehalten werden, bis es zu ersten Zwistigkeiten unter ihnen kommt.

Das Schlimmste in der Sache ist jedoch der Umstand, daß alle Nationen, die aktiv am Weltfrieden teilnahmen, außer dem entworfenen, zu Lande und auf dem Wasser und in der Luft um die Wette rüsten, als ob schon morgen wieder der Krieg ausbrechen sollte. Das Betrüben aber hat noch immer zum Kriege geführt. Der Völkerverbund und sogar der Kellogg-Pakt mögen vielleicht eine Schlichtung kleinerer Schwierigkeiten unter Völkern anbahnen, be-

(Fortsetzung auf Seite 5.)

Meine Erlebnisse während der Revolution in Rußland

Von J. J. Haast, Münster, Sask.

(Fortsetzung.)

Von der dritten Flucht wieder zu Hause.

Endlich — es war im Sommer desselben Jahres (1919) — erfahren wir, daß die Rote Armee geschlagen und am 13. Juni auch Glubofaja, unsere Heimat, von den Bolschewiken befreit sei. Jetzt hielt uns nichts mehr in Feind — auch nicht die schöne Natur mit der frischen Abwechslung — wir wollten nach Hause. Nach mehr als 4-monatlicher Abwesenheit traten wir frohen Mutes und voller Hoffnung die Reise an. Wir wußten ganz u. gar nicht, wie wir unser Heim in Glubofaja antreffen würden. Doch wir es nicht so wiederfinden würden, wie wir es verlassen hatten, konnten wir uns denken. Und darin hatten wir uns wirklich nicht getäuscht. Während der Kämpfe in den 4 Monaten, die sich in der Nähe von Glubofaja abgespielt hatten, war unser Haus ein Soldaten-Quartier gewesen, und das alles alles ruiniert und beschmutzt hatten, bedarf keiner weiteren Erklärung. Nachdem wir alles gründlich gesäubert und remontriert hatten, bezogen wir wieder unsere so liebe alte Behausung. — In der Mühle war auch alles aus Rand und Band. Mehrere Maschinen waren gestohlen, und auch alle Treibriemen fehlten. Es nahm längere Zeit in Anspruch, bis wieder alles im Gange war.

Nach dem Durchbruch der roten Front von Anfang Juni, als die Bolschewiken geschlagen sich zurückziehen mußten, errangen die Freiwilligen Sieg auf Sieg. Bis zur Stadt Orel in der Provinz Orlows, etwa 300 Meilen südlich von Moskau, zogen sie fast ohne jeglichen Widerstand. Dann aber wurden sie aufgehalten und längere Zeit war vollständiger Stillstand zu verzeichnen. Und im Herbst, als es kälter wurde, begannen die Kämpfe gegen den Bolschewismus wegen Mangel an Munition und wegen Desorganisation in ihren Reihen wieder eine Stadt nach der anderen an die Roten zu verlieren. So siegreich und stark, wie sie vor einigen Monaten vorausgeschritten waren, so elend und geschlagen mußten sie sich jetzt zurückziehen.

Die vierte Flucht.

Wieder mußten wir an eine Flucht denken, denn der Kriegsschauplatz der beiden bürgerlichen Armeen näherte sich mit jedem Tag. O, wie waren wir schon so müde von all den Unruhen und Ängsten! Wir wußten: wenn wir nicht flüchten und den Bolschewiken in die Hände fallen würden, so lebten wir damit unser Leben auf's Spiel, schon allein deswegen, weil wir Deutsche waren. Doch nein — unser Leben war uns teurer als Heimatort und Eigentum. — Am 14. Dezember 1919 verließen wir wegen des scheußlichen und schrecklichen Bürgerkrieges zum vierten Mal unser trautes Heim — um es später nie wieder zu sehen. Es blieb daheim alles so stehen, wie wir es bewohnt und benutzt hatten. Nur das Nötigste für unseren Bedarf hatten wir in einen Frachtwagen eingeladen, in dem auch wir alle befördert wurden. Als letzter verließ unser Zug den Bahnhof — dann wurde er von den Bolschewiken eingenommen. Schwer fiel es uns dieses Mal, die Heimat zu verlassen, denn eine schwarze Ahnung bedrückte uns alle. Von dem Verbleiben meines ältesten Bruders Franz hatten wir keine Nachricht. Zwei Wochen vorher war er mit seinem Pakt in die Provinz Ekaterinlaw geschickt.

Es war schon spät am Abend, als die wenigen Lichter von Glubofaja in der Ferne verschwanden. Unser Zug führte uns in unbestimmte Ferne — auf unbestimmte Zeit. Damals erstanden in uns die Fragen: „Wohin?“ — „Wie lange werden wir fort bleiben müssen?“ Trotzdem schon sehr spät geworden war und wir schon bis Kamenskaja (22 Meilen von Glubofaja entfernt) gefahren waren, wollte und konnte niemand schlafen. Die letzten Ereignisse hatten jeden von uns so sehr aufgeregt. Wir saßen alle im Wagon beim trüben Lampenschein — unter welchen die Mäder eintönig raselten, und es schien, als ob sie sich untereinander in eigener Sprache unterhielten; dann übermannte uns einen nach dem anderen der Schlaf. Bald liegend oder sitzend verbrachten wir schlafend den Rest der Nacht, denn im Frachtwagen gab es kein Lager.

Am nächsten Morgen hatten wir schon längere Zeit auf der Station Severo-Doneskaja gestanden und noch wurden keine Anstalten gemacht, um unsern Zug weiterzubefördern. Man hatte denselben auf ein Nebengeleise geschoben, und so überholte uns ein Zug nach dem anderen. Bis dahin waren wir erst etwa 50—60 Meilen von Hause gefahren. Wir beunruhigten uns schon sehr, als wir den ganzen Tag bis Abend da stehen bleiben mußten. Inzwischen aber rückten die Revolutionäre schnell vor. Glubofaja war schon von ihnen eingenommen. Aber noch größer war unsere Enttäuschung, als wir auch am nächsten Tage, am 16. Dezember, von Severo-Doneskaja nicht fortamen. Wir verfrachten alles Mögliche. In unserm Eichenloft befanden sich mehrere Waggons mit Munition und Militär; auch dieses hatte nicht zur Folge, den Zug weiterzubefördern. Zu guter Letzt war noch das Feuer in der Lokomotive ausgegangen, und das Wasser nicht einfrieren zu lassen, hatte der Führer dasselbe herausgelassen. Dieser Zustand regte uns alle furchtbar auf. Aber nur im ersten Augenblick schrien es, als ob die inneren Gefühle uns überwältigen würden; dann aber wurden sich sofort alle Passagiere des Zuges einig, das Wasser mit Eimern aus dem nahe liegenden Reservoir zu tragen, um die Lokomotive wieder in Gang zu bringen.

Angstvolle Stunden während der Flucht.

Immer näher und näher kam die Front-Linie. Rationierungsscheine waren schon deutlich zu hören. Zeit vergehend fanden wir da und dort auf unsere Erlösung. Aber vergeblich! Der 17. und auch der 18. Dezember sahen uns immer noch fest auf der kleinen Station im Dongebiet.

Biel Militär war in diesen beiden Tagen herangerückt, teils zurücktretend, teils als Verhärkung gegen den Feind ziehend. Es galt hier für uns, entweder all unsere letzte Habe im Stich zu lassen und unser nacktes Leben zu retten, oder mit allem unsern Hab und Tag im Wagon irgend einer Bande von Blutdürstigen während einer Schlacht zum Opfer zu fallen.

Der Kriegsschauplatz war ganz nahe. Am 19. Dezember gegen 11 Uhr morgens sahen wir, wie die Artillerie der Weißen im vollen Galopp sich uns nähernd zurückzog. Es war uns ganz klar, daß ihnen dicht auf den Fersen ihre Feinde folgten. In eine Kettung mit unserm Wagon, resp. mit dem Zuge, war jetzt nicht mehr zu denken. Noch stand auf dem Hauptgeleise ein Sanitätszug, der die letzten Verwundeten vom Schlachtfeld nehmen wollte. Zu diesem wandten wir uns in unserer Not und baten die Sanitäre um Erbarmen, daß sie uns mitnehmen sollten. Nach längerem Hin- und Herreden erlaubten sie uns, in einem Viehwagon einzusteigen, der sich am Ende des Zuges befand. Natürlich mußten wir dafür schweres Geld bezahlen. — Unsere Sachen und alles andere Eigentum, welches wir noch in unserm Wagon hatten, ließen wir zurück. Nichts nahmen wir mit, außer einigen Bündeln mit Kleidern und etwas Nahrung in einem Korbchen.

Lange mußten wir um Sanitätszüge warten, bis er endlich um 11 Uhr abends als letzter Zug abfuhr, um die Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Die Revolutionäre waren schon so nahe herangerückt, daß wir befürchteten, während der Fahrt von irgendwo überfallen zu werden. Doch glücklicherweise kamen wir bis zur nächsten größeren Station, wo wir aussteigen mußten und unsern weiteren Schicksal überlassen wurden. Während wir im Bahnhof aufgeregt hin- und herliefen, um einen Ausweg zu finden, auf dem wir dem Kriege sicher entkommen könnten, war der Vormittag rasch entflohen. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, daß der Feind nur mehr etwa 2 Meilen entfernt sei. Schnell entschlossen ließen wir unsere letzten Bündel liegen und liefen in südlicher Richtung vom Bahnhof in die unbesiedelte Steppe des Dongebietes hinein. Wir wußten nicht, wo unser Ziel war; wir wollten nur fort, weit fort von dem Kriegsschauplatz, Kriegsgeschrei und das Knattern der Maschinengewehre erfüllten die Luft.

Betrüben und verzweifelt.

Jetzt waren wir mit einmal ganz arm geworden. Schwer bedrückt und ganz niedergeschlagen lebten wir unsere Flucht zu Fuß fort. Es waren viele Leute, die denselben Weg gingen. Doch Gott hatte uns in dieser Stunde nicht ganz verlassen: wir waren noch nicht sehr weit gegangen, als wir bemerkten, daß unser Führer, zwei gute Pferde und ein Lastwagen, dahergefahren kam. Wir hatten die Pferde nämlich frühzeitig (am 12. Dezember) gut bekannten Leuten von Hause mitgegeben, die mit Pferden die Flucht ergriffen hatten. Und nun hatte die Botschaft uns in der schrecklichsten Stunde wieder in fremder Gegend zum Leben geführt. — Auch begegneten wir einem benachbarten Schneider aus unserer Heimat, der Augenzeugen davon war, wie unser Zug, mit dem wir bis Severo-Doneskaja geschickt waren, kurz nachdem wir den selben verlassen hatten, in Rauch und Flammen aufging. Abziehendes Militär hatte Feuer angelegt, um ihn lieber auf solche Weise zu vernichten, als ihn dem Feinde zu überlassen.

Gegen neun Uhr abends kamen wir in ein Dorf namens Rischaja. Nachdem wir uns über daselbe erkundigt hatten, wurde uns mitgeteilt, daß wir von etwa 1 Uhr mittags bis 9 Uhr abends 32 Meilen zurückgelegt hatten. Mit den Pferden konnten wir nicht im Trapp fahren, denn die selben waren zu schwer dazu; auch konnten wir nicht alle gleichzeitig auf dem Wagon sitzen. So mußten wir abwechselnd zu Fuß laufen. — In Rischaja wollten wir über Nacht bleiben. Dort angekommen, fanden wir, daß in jedem Hause Militär einquartiert war; doch es gelang uns mit der Zeit doch, in einem Hause Unterkunft zu finden. Daselbe bestand aus zwei Zimmern und beherbergte in jener Nacht ungefähr 21 Mann. Nachdem wir etwas heißes Wasser und Brot zu uns genommen hatten, legten wir uns in eine Reihe alle dicht nebeneinander auf den Fußboden. Von der 8-stündigen Fußtour waren wir alle sehr ermüdet und schliefen trotz all den Unruhen und Gefahren fast sofort ein.

Am Witternacht wurde ich von meinem Vater geweckt. Es war nämlich die Reihe an mich gekommen, von 12 Uhr nachts bis morgens auf die Pferde aufzupassen, damit sie nicht gestohlen würden. Ich stand auf und ging, während mein Vater meinen Platz auf dem Fußboden einnahm, um auch etwas zu ruhen. — Nahe vor der Hintertüre des Hauses, die in den Hof führte, stand unser Wagon und daneben die beiden Pferde. Rings um war es finstern, aber nicht still; denn in Severo-Doneskaja, von wo wir kamen, wurde während jener Nacht schwer gekämpft. Fast jede Sekunde bligte es in jener Richtung auf und dumpfes Donnern erfüllte die Luft. Ich hatte auf dem Wagon Platz genommen und blickte und schaute. Hin und wieder hörten die Pferde auf ihr trodenes Heu zu fressen, und sahen mich gleichsam fragend an, was das wohl alles zu bedeuten habe.

Am nächsten Morgen, als es eben hell wurde, begaben wir uns wieder auf den Weg. Doch wir waren durchaus nicht die einzigen, die auf solche Weise flüchteten: vor uns und hinter uns sah man Wagen an Wagen, Mann an Mann nebeneinander schreiten, so weit das Auge sehen konnte. Man beurteilte damals den Transport auf 40 Meilen Länge. Es befanden sich darunter Fuhrwerke, Reiter und Fußgänger. Niemand kümmerte sich um den anderen, sofern es nicht Familien waren. Oft sah man ermüdete, kranke und sterbende Menschen am Wege liegen. Sie konnten nicht weiter gehen; Hunger und Kälte hatten sie niedergeworfen, und so lagen sie da, ohne die Vorüberziehenden auch nur anzusehen.

Am Nachmittag desselben Tages erreichten wir die Stadt Alexandrogruschkowsk. Dort mieteten wir uns ein Zimmer und wollten eiligst ausruhen; denn nach unserer Meinung hätten wir die Kämpfenden weit zurückgelassen. Aber nein, schon der nächste Morgen brachte Panik über die ganze Stadt. So mußten wir, wohl oder übel, wieder weiter, und gegen Abend kamen wir in das Städtchen Gornaja. Bis hierher waren meine Mutter, meine Schwester und Bruder gekommen, aber weiter meinten sie, könnten sie nicht gehen. Die Füße waren ihnen geschwollen, und der Hunger hatte sie geschwächt. Weil durch dieses Städtchen die Eisenbahn führte, hatte mein Vater sich sehr bemüht, wenigstens die Frauen und den Bruder irgendwie der Bahn weiterzubefördern, wenn auch wir zu Fuß gehen mußten. Und wirklich gelang es ihm, alle übrigen Mitglieder unserer Familie in einem Sanitätszuge unterzubringen, und auch mein Vater fuhr mit. Hier trennten wir uns, indem ich allein zurückblieb, um unser Fuhrwerk in Sicherheit zu bringen. Wir hatten uns verabredet, in Afkaj, einer kleinen Kasakenstadt, wo wir bei unserer dritten Flucht im Februar weilten, uns nach zwei Tagen wieder zu treffen.

Wieder ging es langsam und eintönig weiter. Ich befand mich jetzt in der Gesellschaft meines Onkels nebst seiner Frau und Schwiegermutter. Er war Offizier im alten Heere gewesen und war später auch von den Kadetten einberufen worden, um einen Posten als Lagerverwalter eines Arzthauses einzunehmen. Auch er hatte alles stehen und liegen gelassen und hatte die Flucht ergriffen. — Wir bogten jetzt in einen dichten Tannenwald ein, und erst spät am Abend machten wir auf einer Stelle halt, um die Pferde zu füttern und selbst etwas zu ruhen. Ueberall, soweit man durch das Dickicht der Bäume sehen konnte, sah man kleine Feuerhäuschen und um dieselben Flüchtlinge versammelt, die sich wärmten, andere aber gegen noch immer durch den Wald weiter und hielten nicht an. Trotzdem wir uns hier bis 4 Uhr morgens aufhielten, hatte ich gar nicht geschlafen. Als ich die schönen großen Tannen um mich sah, fiel mir ein, daß es bald Weihnachten sein würde; denn es war bereits der 21. Dezember. Traurige Weihnachten; heimatlos, vertrieben, hungrig und matt trieben wir uns hier in der Fremde umher und hatten nicht einmal ein Stück Brot, um den Hunger zu stillen. Seit zwei Tagen hatten wir keine warmen Speisen zu uns genommen — nur Wasser und „Sudar“ (geröstetes Brot). Noch vor einer Woche hatten wir an allem Ueberfluß — heute standen wir vor der Weihnachtstüre heimatlos und hungrig.

(Fortsetzung folgt.)